

Stephan Schulz

Das Leben
ist ein
Angelteich

Lustige Geschichten

Eulenspiegel

Über das Buch

Stephan Schulz ist Angler und Autor in Personalunion. In seinen Geschichten erzählt er über kleine und dicke Fische, die er an Land zog, über Treffen mit berühmten Anglern, unter denen Hemingway nicht fehlen darf und erstaunlicherweise Angela Merkel auftaucht, und auch darüber, wie er mit einem Angelhaken im Daumen zum Nebendarsteller einer Polizeiruf-Folge avancierte.

Über den Autor

Stephan Schulz, geboren 1972, wuchs in Burg bei Magdeburg auf. Er studierte Germanistik, Soziologie und Politikwissenschaften und stellte fest, dass das Hörsaalwissen nicht weit führt, weil sich die Politik selten an die Wissenschaft hält. Deswegen schreibt er so gern darüber – als Redakteur beim Mitteldeutschen Rundfunk und auch als Autor von Büchern wie »What a Wonderful World – als Louis Armstrong durch den Osten tourte« oder dem heiter-satirischen Erzählungsband »Bück dich, Genosse!«.

**Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt.
Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz
noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.**

Autorenkontakt: StephanSchulzFotos@gmail.com
Website: StephanSchulzFotos.de

Eulenspiegel Verlag –
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN 978-3-359-01178-1

1. Auflage 2020

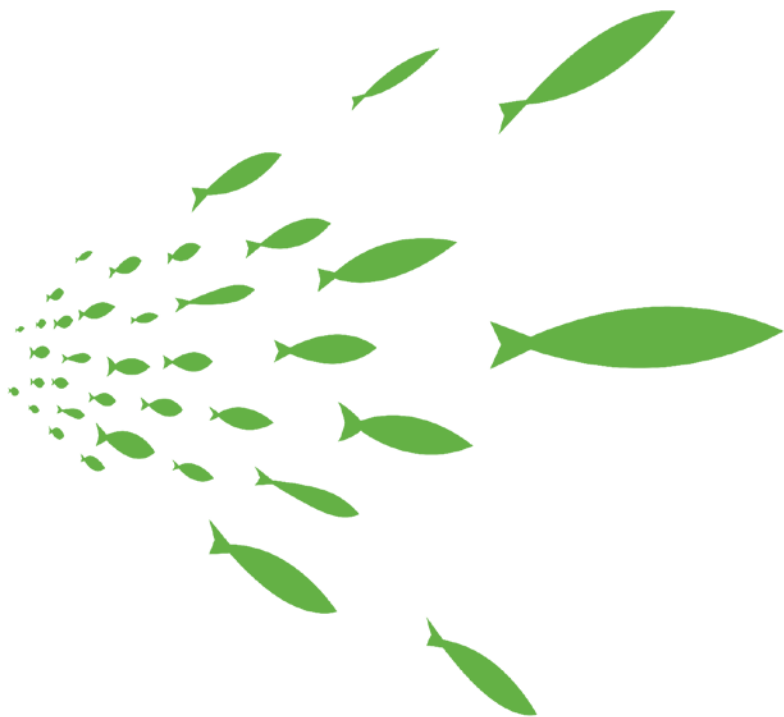
© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Verlag, Peter Tiefmann
Druck und Bindung: buchdruckerei.de, Berlin

www.eulenspiegel.com

Inhalt

- Geboren, um zu fischen 7
- mein erstes mal 12
- Am Haken 15
- Berühmte Angler: Angela Merkel 19
- Angeln ist ein Trennungssport 24
- meine kleine Wurmfarm 27
- Berühmte Angler: Ernest Hemingway 31
- Halle Berry 36
- Lukas und Phil 40
- Tiktaalik - Der Fisch im Angler 45
- Fischregen 50
- Eine wirklich tolle Geschichte 55
- Die Kraft der Gedanken 58



Geboren, um zu fischen

Das Leben ist ein Angelteich. Von der Geburt bis zu dem Tag, an dem wir uns die Radieschen von unten anschauen, dreht sich alles darum, jemanden oder etwas an den Haken zu bekommen. Während die Frauen davon träumen, sich einen vorzeigbaren Neptun an Land zu ziehen, sehnen sich die Männer nach barbusigen Meerjungfrauen und kapitalen Fischen.

Es mag nach einer Binsenweisheit klingen, ist aber wahr: Ohne unsere Träume und Sehnsüchte wären wir bloß Einzeller, unfähig zu denken und zu fühlen. Wer etwas anderes behauptet, verweigert sich den Gesetzen der Natur. Die Angelei ist ein evolutionsbiologisches Muss, zwecklos, sich dagegen zu wehren.

Genau genommen beginnt alles schon im Mutterleib. Wir sind nicht Mensch, nicht Fisch, nicht Fleisch – höchstens Kaulquappe –, und trotzdem haben wir bereits ein Vorgängermodell der klassischen Angelschnur ausgeworfen, die Nabelschnur. Sie versorgt uns mit Sauerstoff und lebenswichtigen Nährstoffen. Nach neun Monaten wird uns der vorgeburtliche Angelteich, die Fruchtblase, jedoch zu klein, und wir krabbeln durch den Geburtskanal ins Freie, um in den unendlichen Weiten des Universums neue, noch unbekannte Angelplätze zu erforschen.

Wenn wir in der neuen Welt die Augen aufschlagen, fuchelt auch schon eine Hebamme mit einer scharfen Schere vor unserem Bauch herum und kappt die erste

Angelschnur unseres Lebens. Wir befürchten in diesem Moment, dass Mutter für immer vom Haken gegangen ist, und weinen herzerreißende Tränen. Doch unsere Angst ist unbegründet. Mütter, die nicht ganz aus Stein sind, hängen auch ohne Nabelschnur an ihrem Nachwuchs.

Väter sind da von einem anderen Kaliber. Sie gehen nicht so leicht an den Haken. Deswegen greifen wir bei ihnen zum Tarnköder. Wir tun so, als hätten sie ihr Ebenbild erschaffen. Väter lieben das! Es stärkt ihr Selbstwertgefühl und motiviert sie, sich um ihren Nachwuchs zu kümmern.

Die Ganz-der-Papa-Masche entwickelte sich in den Neandertaler-Höhlen, als frisch geborene Babys noch befürchten mussten, am offenen Feuer gebraten zu werden, wenn sie nicht wie ihr Vater, sondern wie Horst aus der Nachbarhöhle aussahen. Heute werden Babys offiziell zwar nicht mehr gebraten, aber die Gefahr, vom Vater verstoßen zu werden, ist auch im 21. Jahrhundert nicht vollständig gebannt. Deswegen ist beim Väter-Angeln Tarnung das A und O.

Ein guter Tarnköder ist die Haarfarbe. Meine Tochter zum Beispiel hatte schwarzen Flaum auf dem Kopf, als sie geboren wurde. Sie sah haargenau wie ich aus. Knuffiger zwar, aber die Ähnlichkeit war verblüffend. Einige Monate nach ihrer Geburt warf sie den schwarzen Flaum wieder ab und ließ sich lange blonde Haare wachsen. Sie wurde ihrer Mutter immer ähnlicher. Ich blieb trotzdem am Haken, weil sie nach ihrer Geburt den optischen Beweis erbracht hatte, dass meine Gene in ihr schlummern und nicht die von Horst, dem Paläontologen aus der Nachbarschaft.

Auf die Ganz-der-Papa-Masche folgt lange Zeit nichts Erwähnenswertes in puncto Angeln. Die Mädchen rich-

ten als geborene Nestbauer ihre Puppenstuben ein, während die Jungen mit Hartplasteindianern Büffel jagen oder mit Ninja-Kriegern der Marke Playmobil die Welt retten. Nichts deutet darauf hin, dass sich die beiden Geschlechter einmal gegenseitig angeln werden.

Einige Jungs werden eines Tages von ihrem Vater, einem Opa oder einem Nachbarn zum ersten Mal mit an einen See genommen, in dem sich Fische tummeln. Dort lernen sie mit einer Bambusrute in der Hand stundenlang aufs Wasser zu starren und stillzusitzen. Nicht jedem Jungangler fällt das leicht. Mit der Zeit genießen sie jedoch die Stille vor dem Biss. Sie starren auf ihre Pose und warten darauf, dass sie endlich untergeht. Wenn sie kurz davor sind, auf ihrem Angelhocker einzuschlafen, hat Petrus, der Gott der Angler, zumeist Erbarmen mit den Junganglern und hängt ihnen die erste Rotfeder oder die erste Plötze an den Haken.

Wer als Kind mit dem Angeln anfängt, kommt frühestens in der Pubertät wieder davon los. Es gibt aber auch Angler, die starren ihr Leben lang auf Posen. Sie haben nie eine Frau an ihrer Seite, weil sie nur Augen für Fische haben.

Der Großteil der Angler kann sich den Reizen des weiblichen Geschlechts auf Dauer aber nicht entziehen. Spätestens, wenn in tieferen Körperregionen eine ganz andere Rute zappelt, motten sie ihre Angelausrüstung ein, um sich ihre erste Freundin an Land zu ziehen und kurz darauf die zweite, die dritte, die vierte und immer so weiter. Auch die Mädchen, aus denen mittlerweile junge Frauen geworden sind, können sich mit einem Mal für das Partnerangeln begeistern. Sie tingeln durch die Diskotheken und ködern dort die Jungs mit kurzen Rö-

cken, verführerischen Augenaufschlägen, lackierten Fingernägeln und verlockenden Duftstoffen.

Allerdings ist es beim Partnerangeln wie beim Fischeangeln: Nicht jeder hat das Glück, etwas zu fangen. Manche Menschen können so viele Köder auswerfen, wie sie wollen, sie finden trotzdem niemanden, der an ihren Haken gehen will. Solche Menschen enden nicht selten mit einer Tüte Chips vor dem Fernseher und gucken »Bauer sucht Frau«. Oder sie konsumieren Ratgebersendungen, die ihnen einen Ausweg aus der Lebenskrise versprechen. Einige heißen: »Wie angle ich mir einen Millionär?«, »Wie angle ich mir eine Sexgöttin?«, »Wie angle ich mir einen Prediger«.

Wer das Glück hat, beim Angeln der Geschlechter seinen Traumpartner zu finden und eine Familie gründet, wird sich derartige Sendungen nicht ansehen und wenn doch, dann nur, um zu merken, wie wohltuend es ist, seinen Platz im Leben gefunden zu haben.

In Familien ist es verpönt, in fremden Gewässern zu fischen, ja sogar unerwünscht, weil es die Ehe ruinieren kann. Deswegen werden so viele Männer im mittleren Alter Hobbyfischer. Sie wissen, dass es unklug wäre, sich nebenbei Frauen zu angeln, und steigen daher eines Tages auf den Dachboden, um ihre Angelausrüstung aus Kindheitstagen zu entstauben.

Während Frauen den Balkon begrünen, fahren Männer an den See und probieren, ob sie ihre alten Ruten noch auswerfen können. Wenn sie können, zieht es sie fortan jede Woche an den Angelsee.

Angelnde Männer, die Familie haben, brechen keine Herzen mehr, sie machen gleich kurzen Prozess. Sie betäuben ihre Beute mit einem Schlag auf den Hinterkopf

und töten sie anschließend mit einem gezielten Stich ins Herz. So gesehen sind Angler die besseren Menschen. Sie fügen einer Seele keine unnötigen Schmerzen zu. Das sah schon Jesus so. Als er über den See Genesareth lief, rief er seinen Jüngern nicht etwas zu: »We're born to be wild!«, – nein, er rief: »We're born to go fishing!«



meIN erstes mal

Mein erster Fisch, ein Friedfisch, ging mir im Kalten Krieg an den Haken. Damals, in den frühen Achtzigern, hingen in den Schulen der DDR überall Landkarten herum, auf denen blaue und rote Staaten eingezeichnet waren. In den blauen Staaten angelten die Kapitalisten. Sie fingen ihre Fische mit Kaugummis, Scampis und Harpunen. In den roten Staaten angelten die Kommunisten. Sie zogen ihre Fische mit Kartoffeln, Brot und Regenwürmern aus dem Wasser.

Beide Seiten verhielten sich wie hungrige Barsche. Sie hätten sich gegenseitig gefressen, wenn sie sich zu nahe gekommen wären. Damit das nicht passierte, bewachten sie ihre fischreichen Hoheitsgewässer mit Kriegsschiffen und Atom-U-Booten.

In diesen angespannten Zeiten fürchtete ich mich vor einem großen Krieg der Angler. Vor allem der amerikanische Fliegenfischer Ronald Reagan, der ständig damit drohte, seine Pershing-II-Raketen auf kommunistische Fanggebiete abzuwerfen, machte mir Angst. Obwohl der sowjetische Karpfenangler Leonid Breschnew mit seinen SS-20-Flugkörpern auch nicht besser war, hielt ich Amerikaner für gefährlicher als Russen. Vermutlich, weil mir als Kind immer gesagt wurde, dass die Rote Armee den Frieden verteidigte.

In Wirklichkeit spielten die sowjetischen Soldaten aber Froschmann. Sie fuhren mit ihren Panzern in die

Elbe und versuchten, sich am Grund des Flusses gegenseitig zu überholen. Solche Unterwasserwettrennen waren sehr beliebt. Jede Panzerbesatzung, die es schaffte, als Erste am anderen Elbeufer wieder aufzutauchen, wurde mit dem vaterländischen Verdienstorden »Froschmann der Sowjetunion« ausgezeichnet. Doch nicht alle Panzer schafften es, den Fluss ohne Motorschaden zu durchqueren. Dutzende blieben auf halber Strecke liegen. Sie liefen mit Wasser voll und kamen nicht mehr an die Oberfläche. Ihre Besatzungen endeten als Fischfutter.

An dem Tag, als ich den ersten Fisch meines Lebens fing, hielten die sowjetischen Soldaten gerade ein Manöver ab. Ich konnte ihre Panzer und Geschütze sehen, als ich mit meinem Diamant-Fahrrad an den Parchauer See bei Magdeburg radelte, um mit Maden auf Rotaugen zu angeln. Meine Eltern hatten mir zu meinem zehnten Geburtstag eine drei Meter lange, ausziehbare Glasfibrurute geschenkt. Sie leuchtete zartgrün mit einem Stich ins Gelbe – wie eine Kuba-Apfelsine.

Kuba-Apfelsinen waren die ungeliebten Südfrüchte der DDR. Sie schmeckten sauer, waren strohig und voller Kerne. Im Volk kursierte für sie der Spitzname »Fidels Rache«. Meine Stippe hatte die gleiche Farbe wie die kubanische Frucht. Deswegen nannte ich sie liebevoll »Meine Kuba-Apfelsine.«

Mit ihr erlebte ich mein erstes Mal. Ich saß im Ufergras und starrte auf meine Pose, die auf dem Wasser tänzelte. Die Fische machten sich einen Spaß daraus, an meinen Maden herumzunuckeln, ohne den Köder wirklich zu schlucken. Dann zappelte an meiner Kuba-Apfelsine aber doch noch eine Plötze. Ich zog sie sicher an Land. Obwohl sie keine fünfzehn Zentimeter lang war, freute ich mich

wie Bolle über meinen ersten selbstgefangenen Fisch. Als ich gerade dabei war, das Rotauge waidgerecht zu versorgen, sah ich am Ende des Feldweges eine Staubwolke aufziehen. Sie bimmelte und klackerte. Wenn es in der DDR die Alpen gegeben hätte, hätte ich an einen Almatrieb gedacht, so aber konnte ich mir den Krach nicht erklären.

Die Staubwolke kam schnell auf mich zu. Als sie an meiner Angelstelle angekommen war, sah ich, dass ein sowjetischer Offizier eine Kompanie Soldaten vor sich hertrieb. Die jungen, glatzköpfigen Männer trugen Stahlhelme, die mindestens zwei Nummern zu groß waren. Sie wackelten auf ihren Köpfen hin und her. Deswegen bimmelten die Rotarmisten wie Alpenkühe.

Wenige Meter neben meinem Angelplatz machte die keuchende und schwitzende Kompanie dann Rast. Die Soldaten nahmen ihre Stahlhelme ab, sammelten Knackholz und entzündeten ein Lagerfeuer. Drei Soldaten warfen Handgranaten in den See. Kurz darauf trieben Karpfen, Brassen, Hechte, Plötzen, Rotfedern und sogar Aale an der Wasseroberfläche. Die drei Soldaten zogen sich bis auf ihre Unterhosen aus, sprangen ins Wasser und sammelten die toten Fische ein.

Keine halbe Stunde später servierten sie Fisch am Spieß. Ich durfte mich zu den Soldaten setzen und mitessen. Bei dieser Gelegenheit grillte ich meine Plötze, die ich mit meiner Kuba-Apfelsine gefangen hatte, gleich mit. Sie schmeckte vorzüglich.

PS: Meine Kollegen behaupten, wir hätten nicht Kuba-Apfelsine, sondern Kuba-Orange gesagt ... Nun weiß ich nicht mehr, was richtig ist. Fragen Sie doch mal in Ihrem Umfeld nach!